Allerlei für die Frauenwelt.

Dummchen. Von Hanns Albrecht. Die kleine Traude vollendete bald das dritte Lebensjahr, und noch immer wurde es ihr schwer, Worte und Silben zu formen, an selbständige Sätze war gar nicht zu denken. Selbst wenn sie im größten Eifer etwas ausdrücken wollte, legte sie den kleinen Finger an die noch kleinere Nase und lispelte: „Erst sinnen!" Das war so niedlich, daß die Mama sie in die Arme schloß, an das Herz drückte und sagte: „Mein Dummchen!" Und von der Zeit an hieß die kleine Traude „Dummchen", als wäre das ihr Taufname gewesen. Die ältere Schwester Ilse war ein geistig auffallend befähigtes Kind und hatte sich — trotzdem es sie schlecht kleidete — angewöhnt, ein unkindliches, überlegenes Lächeln zu zeigen, wenn Dummchen einmal wieder etwas Dummes sagte oder tat. Das störte aber das kleine Dummchen nicht, denn es merkte das überlegene Lächeln nicht und fuhr fort; kein verlegtes Spielzeug oder keinen fortgerollten Ball zu finden, keine Farben zu unterscheiden, kein Tier zu erkennen und die gelegentlichen liebevollen Püffe der Schwester mit rührendem Gleichmut zu ertragen. Aber da die Natur immer gerecht sein will, so hatte sie Dummchen für die offenbar geringer entwickelte Intelligenz eine auffallende körperliche Gewandtheit, Geschicklichkeit in den Händen und zuletzt das Beste: ein engelreines, gutes Herz gegeben. Sobald nur das Dummchen eine Unmutsfalte auf der Stirn der Mutter sah, die sie gar nicht veranlaßt hatte, kam sie heran, streichelte und schmeichelte und fragte mit dem hellen Stimmchen: „Gute Mama, böse?" Da lächelte denn die Mama wieder und sagte: „Nein, Dummchen, Mama nicht böse!" Es wäre auch gar nicht möglich gewesen, dem Kinde böse zu sein, denn in seiner lieben, stillen Art tat es nie ein Zuviel oder ein Unrecht; es spielte für sich und beschäftigte sich und ahmte vor allem jede Handbewegung, jede Handlung der älteren Schwester nach, als sei dies das einzig Erstrebnswerte, so übermütig und ungezogen wie diese zu werden. Aber es gelang ihr nicht, sie blieb immer das liebe, gute Dummchen, dessen blaue Augensterne eine Welt von Güte und Herzlichkeit ausstrahlten und jedem, der hineinsah, das Herz warm machten. Als Dummchen dann endlich sprechen gelernt hatte und in die Schule ging, — zum Glück hatten sie ihre Eltern in eine Privatschule gegeben, in der die Lehrenden Rücksicht auf jede Veranlagung nahmen —, fiel ihr wohl das Lernen schwer, aber ihr gutes Herz, der Wunsch, das Rechte zu tun, ließ sie ihre Pflichten nie versäumen, und so kam sie in der Schule gerade so gut fort, wie manche befähigtere Schülerin, die deshalb dachte, sie könnte an Fleiß sparen. Die Schulzeit war vergangen, Traude war zu einem schönen, kräftigen Mädchen erblüht. Sie sah mit klaren Augen das Leben an, wie es war, ohne sich besondere Illusionen von der Zukunft zu machen. Malstunden bekam sie nicht, wie ihre Schwester Ilse, und mit dem Musikunterrichte hatte man schon längst aufgehört, weil er ihr so viel Mühe schuf und kein Fortschritt zu spüren war. Aber mit junger, schöner Stimme konnte sie ein Liedchen singen, und reizend klang es, wenn die beiden Schwestern gemeinsam sangen; die dunkel gefärbte Stimme der Traude und die helle, süße der Ilse! In der Wirtschaft ging Traude der Mutter freudig zur Hand. Nach und nach nahm sie so ziemlich alle Sorgen und alle Arbeit auf sich, die der größere Haushalt mit sich brachte. Immer vergnügt war Traude, und mit lachenden Augen schaute sie um sich, denn Zweifel und mancherlei Wirrnisse, wie sie andere junge Mädchen haben, kannte sie nicht, eben weil sie sich keine Zweifel schuf. Ihr junges, lebensfrohes Herz wählte denn auch schnell und freudig den Mann, dem dies Herz zuflog, und da Traude das wirkliche Leben anzufassen und sich mit allen seinen Ereignissen aufs beste abzufinden verstand, kam ihr auch in der Ehe keine Enttäuschung. Ein paar blühende, gesunde Kinder konnte sie ihrem Manne und der Welt schenken und zog sie mit so viel Natürlichkeit, Lieblichkeit und Anmut groß, daß es eine Freude war, die glückliche Familie anzuschauen. Die Wirtschaft ging wie am Schnürchen, mit dem Einkommen des Mannes wurde sparsam hausgehalten, das, was zu ermöglichen war, wurde an Garderobe, Wäsche usw. von ihr selbst angefertigt. Und dabei immer Freudigkeit und Herzlichkeit, eben weil es keine Enttäuschungen gab, da keine unerfüllbaren Ansprüche an die Welt und das Leben gestellt wurden. Freilich Mozart, von Haydn oder Beethoven konnte die Traude immer noch nicht unterscheiden, und wenn ihre Kinder, — die sonderbarerweise musikalisch veranlagt waren, — Klavier übten, da sagte sie gewöhnlich: „Spiel' doch die hübsche Sonate von Haydn noch einmal", gerade wenn es eine von Mozart war. Da lächelten denn wieder ihre Kinder ein kleines bißchen überlegen, so, wie vor vielen Jahren die Schwester Ilse, und antworteten: „Aber, Mama, die war doch von Mozart!" Und das Kunstverständis war auch nicht gerade besonders entwickelt im Laufe der Jahre. Wohl hing die Rafaelische Madonna im Salon über dem Sofa, und Traude blieb gern mit ihren Kindern vor den Auslagen der Kunsthandlungen stehen, aber Bodenhausen und Seifert waren ihr lieber als Böcklin und Klinger; „diese verstehe ich nicht," pflegte sie zu sagen und machte sich darüber kein Kopfzerbrechen. Mit vollen Kräften suchte sie die Wirklichkeit praktisch zu durchdringen; ihr einfacher, aber klarer Verstand blieb an den Dingen, die greifbar zu erfassen sind, haften und fand sich damit aufs beste ab. Und oft, wenn auf irgend eine kleine Episode ihrer Kindheit oder ersten Jugend die Rede kam, lächelte Traude.

Belletristische Beilage **Dresdner Nachrichten** Erscheint täglich
Gegründet 1856
No. 154 Donnerstag, den 6. Juli. **1905**

Zwei Freunde.

Roman von M. Eitner.

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Werner!" rief Mila voll Todesangst und umklammerte seinen Arm mit ihren Händen, „was willst Du mir sagen? Du kannst doch nichts Unrechtes getan haben." „Nichts, das in den Augen anderer ein Unrecht oder ehrenrührig war," entgegnete Stechow. „Ich weiß jedoch zur Genüge, daß Deine Ansichten sich von denen anderer unterscheiden." „So sage doch nur schnell, was ich hören soll," bat Mila mit einem Ausdruck in den Zügen, als erwarte sie ihr Todesurteil. Einen Augenblick schwieg Stechow, dann sagte er: „Ich war verlobt, Mila. Meine Braut wurde mir angetraut. Am Hochzeitstage setzte ich die Scheidungsklage auf und wurde geschieden."

Mila starrte den Professor an, als verstehe sie kaum, was eben an ihr Ohr drang. — „Verheiratet," murmelte sie dann, „verheiratet und geschieden! Mein Gott! Und lebt Deine Frau?" „Ich weiß es nicht, Mila, ob die lebt, die vor dem Altar mein Weib wurde, ohne es doch je zu sein, da wir uns am selben Tage trennten und ihr, auf meinen Antrag hin, das Recht abgesprochen wurde, meinen Namen zu führen." „Verheiratet!" murmelte Mila wieder, „und geschieden, mein Gott! geschieden!" Immer noch stand der Professor unbeweglich. „Mila," rang es sich dann von seinen Lippen, „Hans Hagen, der Mann, der die Ehrenhaftigkeit selber ist, hat nie etwas Ehrenrühriges in meiner Handlungsweise gefunden. Elisabeth ist in ihrem Verkehr mit mir nie anders geworden, trotzdem sie alles wußte. Mein Pflegevater hat mir nur den Vorwurf gemacht, daß ich, betört durch die Bitten einer falschen Frau, ihm von dem ernsten Schritt vorher nichts gesagt. Keiner meiner Bekannten hat einen Stein auf mich geworfen. — Mila!" stieß der Professor heraus und warf sich vor seiner Braut auf die Knie, „Mila! so sage doch nur ein Wort, ein Wort der Liebe. Sage doch nur, sprich es aus, daß ich dennoch Deiner wert bin."

Abwehrend streckte Mila ihre Hände aus: „Laß mich jetzt, Werner, laß mich," sagte sie schluchzend. „Wie durftest Du das vor mir geheim halten! Werner, Werner, wie soll ich je wieder Vertrauen in Dich setzen?" Der Professor zuckte zusammen. „Ich habe das, was hinter mir liegt," sagte er, „wie eine drückende Last mit mir umhergetragen. Die Erfahrung, die ich gemacht, hatte die Fröhlichkeit aus meinem Leben gestrichen. Ich sah den Anbruch eines neuen glücklichen Lebens vor mir, als ich Dich kennen lernte. Ich hätte Dir alles gesagt, hättest Du nicht so schroff Deine hohen Erwartungen den Menschen gegenüber ausgesprochen. Sag' ein Wort, Mila, sag', daß Du mich noch liebst." „Laß mich allein, Werner, laß mich nur jetzt allein." „Mila, ich gehe morgen fort für achte Tage. Soll ich so gehen?" Mila erwiderte nichts. Sie hatte die Hände über ihr Gesicht gelegt und sah nicht auf, als Stechow jetzt das Zimmer verließ. Er ging direkt in des Baurats Arbeitsstube. Ohne Zögern erzählte er alles, was sich eben zugetragen, legte jene Episode aus seiner Vergangenheit klar, beschönigte nichts, führte nur als Entschuldigung für sein Geheimhalten Milas Ansichten an, welche die Furcht in ihm erweckt hatten, sie, wenn er alles gesagt hätte, nicht zu gewinnen. Als Mann dem Mann gegenüber, wurde es ihm leichter, sich völlig rückhaltslos auszusprechen und alles zu sagen.

Der Baurat war sehr bestürzt durch das, was er hörte. Er konnte in dem, was der Professor ihm bekannte, nichts Ehrenrühriges finden, nichts, das ihn unwert erscheinen ließ, seine Tochter heimzuführen, aber er tadelte väterlich und freundlich das Geheimhalten der ganzen Sache. Er verstand wohl, daß der Professor über das, was hinter ihm lag, Mila gegenüber nicht hatte sprechen mögen, aber er setzte hinzu, daß er nicht als recht erachte, sich durch Verheimlichung von irgend etwas ein Glück erkaufen zu wollen, und daß der Professor ihm gegenüber sich hätte völlig aussprechen müssen, ehe er Mila seine Liebe gestand. Stechow konnte nichts dagegen erwidern. Er fühlte seine Schuld tief und bat den Baurat nur noch, bei seinem Onkel und Pflegevater in Königsberg ein Urteil über die ganze Sache einzuholen. „Mila hatte kein Wort mehr für mich," sagte er schließlich. „Es ist vielleicht auch besser so. Morgen früh muß ich fort, und wenn sie sich dafür entscheidet, sich von mir zu trennen, mich nicht mehr wiederzusehen, so muß ich das hinnehmen und habe nicht einmal das Recht, dagegen zu murren." „Das wird sie nicht tun," sagte der Baurat. „Mila bricht nicht so leicht ein gegebenes

Nehmen Sie Ihr Interesse wahr

und decken Sie Ihren Bedarf für die Zukunft in

Samt- und Seidenstoffen, Blusen, Kostümröcken, Bändern, Spitzen usw., denn wir verkaufen

die letzten Tage zu jedem annehmbaren Preise.

Crefelder Seidenhaus Seifert & Co., Prager Strasse 33.

Wegen bevorstehender Inventur verkaufe

Gardinen, Stores, Vitragen, Bettdecken etc. ganz bedeutend unter Preis.

Plauener Gardinen-Haus Adolf Erler,

Fernsprecher 1033. Waisenhausstrasse 19 — Bierlinghaus.

Simplex. **Klavierspielapparate Simplex.** Simplex.

Einfachste Handhabung. — Grösste Modulation.
Leichtester Pedaltritt.

Konzert-Simplex Mk. 1000,
Salon-Simplex Mk. 850.

Vorführung jederzeit.

Bedingungen für Erleichterung beim Ankauf von Apparaten und des Notenwechsels zu erfragen bei

Alfred Moritz, General-Vertreter der Simplex-Co., Dresden-A., Seestrasse 1, II.

Weisse Blusen
Weisse Roben
Leinen
Batist.

Neueste Dessins. — Alle Preislagen.

Moritz Hartung,
Waisenhausstrasse 19.

Plissé **Sonnenfalten, Fächerfalten** in jeder Stoffbreite fertigt auf neuesten amerik. Chandlermaschinen mit Dampf- und elektrischem Kraftbetrieb in vorzüglicher Ausführung

M. Lösche, Pfarrgasse 6,
Rundpresserei und Ausschlagen der Stoffe.

Musikalien
aller Art
in reichster Auswahl, neu und antiquarisch, bei Heinr. Posselt, Moritzstraße 3, nächst König Johann-Straße.

Bäckerei-Geräte und -Maschinen
kauft man nur bei Binner & Noack, Dresden, Zwingerstr. 23.

Spezial-Laboratorium für chem.-mikrosk. Untersuchung von
Urin
auf Zucker, Eiweiß und sonstige abnorme Bestandteile.
Salomonis-Apotheke,
Dresden-A., Neumarkt 8.

Armee-Fussstreupulver „Pedelin".

Wirkung überraschend und angenehm. Bindet sofort den Geruch. Vertreibt den Schweiß nicht. Wundlaufen selbst bei größten Strapazen unmöglich. Vollständig unschädlich. Aerztlich bestens empfohlen. In der Armee eingeführt. 1000f. Anerk. Dose 50 Pf., Paket 25 Pfg. Erhältlich in Drogerien, wo nicht, direkte Zus. f. 60 Pfg. in Briefmk. **Paul Schochert, Bischofswerda.**

Verkaufsstellen: Herm. Roch, Altmarkt; **Weigel & Zech,** Marienstraße **Friedr. Wollmann,** Hauptstraße.